

Sensibilität im Umgang mit PatientInnen – ein phänomenologischer Zugang

„Wie geht es Ihnen? How are you? Comment allez-vous? Come sta?“ Solche Wendungen leiten alltäglich unsere Gespräche mit anderen Menschen ein. Zweifellos ist diese Frage vielfach gar nicht als ernsthafte Erkundigung nach dem Befinden eines Menschen gemeint, sondern dient zumeist nur dem allgemeinen Bekunden des Interesses oder der Anteilnahme am Andern, kurz: sie signalisiert einfach Wohlwollen. Daran ist nichts Verwerfliches, denn unsere Fähigkeit zur menschlichen Nähe, zum intensiven Sicheinlassen auf den Zustand unserer Mitmenschen ist sicher begrenzt.

„Grenzen der Gemeinschaft“ nannte der Philosoph und Soziologe Helmuth Plessner 1924 ein Buch, in dem er gegen das durch Rousseau inspirierte „Ethos der Rückhaltlosigkeit“¹ im menschlichen Miteinander Einspruch erhob. „Grenzen der Gemeinschaft“ steht auch für Grenzen der Nähe und der Anteilnahme unter Menschen. Das klingt nach Egoismus und Kälte, nach Mitleidlosigkeit und Schlimmerem. Tatsächlich geht es jedoch um eine weniger offensichtliche Menschenfreundlichkeit. Plessners Apologie der sozialen Distanz, sein Plädoyer für Takt, Höflichkeit und Diplomatie, empfiehlt im Interesse einer wechselseitigen Schonung unter Menschen eine „Kunst des Nichtzunahetretens, des Nichtzuoffenseins“², die darauf aus ist, den Anderen zu schonen, mit der eigenen Befindlichkeit nicht zu behelligen. Diese Gegenseitigkeit ist in Plessners Konzept wichtig: Ich soll dem Anderen nicht unbedingt mein Herz öffnen, er soll es mir gegenüber aber auch nicht gleich tun. Es gilt beides zu vermeiden, das eigene Verletztwerden und die Zudringlichkeit des Anderen.

Plessner thematisiert Sensibilität nur negativ, als simple Verletzlichkeit des Menschen, insbesondere auf dem „Kampfplatz der Öffentlichkeit“ und angesichts des „ironischen Zerstörerblick[s]“ der Anderen.³ Das ist eine Grenze seines eigenen Konzepts. Denn einerseits ist die menschliche Sensibilität auch positiv eine große

¹ Helmuth Plessner, *Grenzen der Gemeinschaft* (1924), Frankfurt a.M. 1981 (= *Gesammelte Schriften*, hg. v. Günter Dux u.a., Band V), S. 58.

² Plessner, *Grenzen der Gemeinschaft*, S. 106.

³ Plessner, *Grenzen der Gemeinschaft*, S. 82, 79.

Möglichkeit, etwas zu bemerken, was z. B. nicht verbal expliziert wird. Und andererseits gibt es Berufe, in denen das „Wie geht es Ihnen?“ geradezu im Mittelpunkt der Arbeit steht, in denen es eben möglichst nicht formelhaft-höflich verwendet werden sollte. Neben dem Seelsorger denke ich hier in erster Linie an den Arzt. Wenn der Patient sich einmal entschlossen hat, zum Arzt zu gehen, hat er das Plessnersche Ethos der „Verhaltenheit“⁴ bereits überwunden. Der Patient ist nun bereit, über sein Befinden rückhaltlos und breit Auskunft zu geben, weil er voraussetzt, daß er beim Arzt eine Art Schonraum aufgesucht hat, in dem z.B. die von Plessner angemahnte Diskretion ganz selbstverständlich herrscht.

Ich kann mir an dieser Stelle als Philosoph nicht anmaßen, aus der Perspektive und mit dem Erfahrungsschatz des Arztes über Sensibilität zu sprechen. Aber ich kann den Arzt gewissermaßen einfangen aus einer allgemeinmenschlichen Fragestellung, indem ich untersuche, was Sensibilität eigentlich ist, welche Bedeutung sie für Menschen hat und schließlich, welche Konsequenzen sich daraus ergeben könnten. Es soll also zunächst um die anthropologische und dann um die ethische Dimension der Sensibilität gehen.

Ich ziehe dazu zwei Beispiele aus der Literatur heran, weil sie – so hoffe ich – anschaulich formuliert sind und uns gestatten, aus der eigenen Erfahrung bekannte Muster wiederzuerkennen. Das erste Beispiel stammt aus Jakob Wassermann Roman „Der Fall Maurizius“ aus dem Jahr 1928. Kurz zum Hintergrund der folgenden Szene: Der erfolgreiche Oberstaatsanwalt Andergast hat nach 18 Jahren Zweifel, ob der seinerzeit von ihm angeklagte Maurizius tatsächlich des Mordes schuldig ist und besucht ihn im Gefängnis. Andergast bittet den Häftling um nähere Auskünfte über seine Persönlichkeit und stellt in Aussicht, daß sich daraus „manches Dienliche“ folgern lasse:

„Maurizius horchte auf. Warum sagt er (Andergast, d.V.) »manches Dienliche«? fuhr es ihm zunächst durch den Kopf; wie rückhältig, wie undeutbar er sich ausdrückt. Der Mann am Fenster wurde ihm immer unheimlicher. Plötzlich schaute er mitten in ihn hinein. Er gewährte eine Mischung von Selbstgefühl und Unsicher-

⁴ Plessner, Grenzen der Gemeinschaft, S. 106.

heit, von Autokratismus und Schwäche, von Uneinnehmbarkeit und widerwilligem, dumpfem Entgegenstreben, die ihn äußerst betroffen machte. Menschen wie er besitzen eine Sensibilität von ganz anderer Schärfe als die durch beständigen Umgang abgeschliffenen, die Atmosphäre allein vermittelt ihnen die verstecktesten Geheimnisse.“⁵

Wassermann beschreibt die außergewöhnliche Sensibilität eines einsamen Menschen, die ihm eine weitreichende Einsicht in die ganze Widersprüchlichkeit der persönlichen Situation eines anderen Menschen ermöglicht. Es ist das affektive Betroffensein durch die von einem Menschen ausgehende Atmosphäre, das Maurizio bemerken läßt, mit wem er es zu tun hat. Was er dabei wahrnimmt, sind einerseits dauerhafte Persönlichkeitseigenschaften, andererseits vorübergehende Persönlichkeitszustände. Er spürt, daß sein Gegenüber ein zugleich selbstbewußter und unsicherer Mensch ist. Sensibilität ist offenbar so etwas wie die *Disposition, etwas zu bemerken*. Die so harmlos wirkende Kennzeichnung der Sensibilität als Disposition, etwas zu bemerken, führt allerdings zu einer Provokation der traditionellen Erkenntnistheorie, weil die so etwas wie unmittelbare Sachverhaltswahrnehmung ausdrücklich ablehnt. Wenn wir einmal nicht darauf hören, was nach Ansicht von Philosophen ernstgenommen werden darf, sondern – ermutigt durch den Dichter – unsere eigene, durchaus schlichtere Erfahrung zu Rate ziehen, könnten wir auch an beispielhafte Alltagserfahrungen wie diese denken:

„Ich merke, daß er jetzt Hilfe braucht.“

„Ich habe das Gefühl, daß ich ihr nicht vertrauen kann.“

„Ich habe den Eindruck, daß mein Anruf ungelegen kommt.“

„Ich merke, daß die Leute mir nicht zuhören.“

Allgemein läßt sich also feststellen: Was bemerkt wird, sind vor allem *Sachverhalte*, die wir in daß-Sätzen ausdrücken.

Bevor ich an einem zweiten literarischen Beispiel diese Inhalte, das Was, noch näher ins Auge fasse, möchte ich der Gegebenheitsweise, dem Wie, ein wenig nach-

⁵ Jakob Wassermann, *Der Fall Maurizio*, Berlin 1932 (106.-110. Aufl.), S. 289..

gehen. Der Ausgangspunkt ist dabei das Betroffensein. Wie werden wir eigentlich betroffen durch die Gegenwart, die Äußerungen und Regungen eines Menschen? Was genau wird da „getroffen“? Ich verweile dazu einen Moment bei den sprachlichen Ausdrücken, die wir zur Beschreibung von Sensibilitätserfahrungen verwenden. Menschen, so sagen wir, werden in solchen Erfahrungen berührt, gerührt, angerührt; angeregt, aufgeregt, erregt; erschüttert, aufgewühlt, umgeworfen; aufgerüttelt, mitgenommen, mitgerissen. Menschen können Menschen erstarren machen, erzittern, erschauern, erbeben, erschrecken. Wir erfahren, daß Menschen uns angehen, ansprechen, anregen, anziehen, anwidern, etwas in uns anstoßen oder anklingen lassen. Wir erleben aber auch, wie wir in der Gegenwart bestimmter Menschen erfrieren, mit anderen wiederum warm werden, bei einigen weich werden, dahinschmelzen. Menschen können sich zurückhalten, und sie können einander entgegenkommen, den Anderen abweisen und zurückweisen oder an sich heran kommen lassen. Und die Anwesenheit mancher Menschen entspannt, besänftigt, beruhigt. Unser Wortschatz für Sensibilitätserfahrungen ist also – wie diese kleine Auswahl zeigt – durchaus reichhaltig und darüber hinaus aufschlußreich. Denn auffällig ist, daß hier vielfach *Bewegungen* beschrieben werden. Man könnte philosophisch vorgreifend die These aufstellen, daß die Sprache hier vornehmlich mit Bewegungssuggestionen und synästhetischen Charaktere (kalt – warm / hart – weich) arbeitet. Aber das muß an dieser Stelle noch unverständlich bleiben, solange nicht die Frage geklärt ist, *was* denn hier bewegt werden könnte.

Diese Frage ist keineswegs einfach zu beantworten. Das Grundlegende am Phänomen der Sensibilität scheint zunächst doch zu sein, daß sich der Zustand einer Person durch einen von ihr wahrgenommenen Einfluß ändert und diese Änderung nicht einfach der Willkür des betreffenden Menschen unterworfen ist. Man könnte Sensibilität also in einem ersten Anlauf zu fassen versuchen als (weitgehend) unverfügbare oder unwillkürliche Eigenzustandsänderungsbereitschaft. Aber eine solche Bestimmung wäre *zu objektivistisch* gedacht, denn dann wäre auch der Seismograph,

die Kompaßnadel, das Fotopapier sensibel.⁶ Es muß vielmehr auch jemanden geben, dem bewußt ist: *mir* geschieht, mir widerfährt etwas. Es ist eine Wachsamkeit für das eigene Zumutesein erforderlich, conscientia als ein Mitwissen mit sich selbst.

Von diesem Blickwinkel aus könnte man nun also sagen: Es geht um das Bemerkten, ob ein Einfluß (ein Mensch, eine Umgebung, ein Wetter, ein Kunstwerk etc. = eine Situation) *für mich* förderlich ist oder schädlich. Das wäre indessen eine *zu subjektivistische* Perspektive, denn zur Sensibilität gehört gerade auch die spannende Erfahrung, zu bemerken, wie einem Anderen zumute ist. Das aber hängt wiederum zusammen mit der Art, wie einem selber zumute ist in der Gegenwart des Anderen. Hermann Schmitz hat darauf hingewiesen, daß wir im Erblicken eines Anderen teilnehmen an seinem leiblichen Befinden, daß wir spüren, wie es ihm geht, durch die Resonanz am eigenen Leibe.⁷

Drei zunächst ganz verschiedenartig wirkende Beispiele sollen dieser Spur folgen:

1.) Ludwig Klages führt in seiner Ausdruckslehre als Beispiel eine „feinfühlige“, d. h. sensible Frau an, die dem heimkehrenden Gatten mit e i n e m Blick leichte Geiztheit, dem Sohn leise Verstimmung ansieht.⁸

2.) Goethe läßt seine literarische Figur Gretchen im „Faust I“ sensibel auf die Anwesenheit Mephistos reagieren. Dessen Gesicht habe ihr einen Stich ins Herz gegeben, seine Gegenwart bewege ihr Blut, sie hegt ein Grauen vor ihm, hält ihn für einen Schelm, sieht ihm an, daß er an nichts Anteil nehmen kann. Während sie sich

⁶ Vgl. zur objektivistischen Tendenz: Hildegard Kruchen, Sensus in einigen Ableitungen im Französischen, Englischen und Deutschen, in: Europäische Schlüsselwörter, hg. v. Sprachwissenschaftlichen Colloquium Bonn, Bd. II: Kurzmonographien I Wörter im geistigen und sozialen Raum, München 1964, S. 141-166, hier 154f.

⁷ Vgl. Hermann Schmitz, Die Aufhebung der Gegenwart (System der Philosophie V), Bonn 1980; S. 82: „Den verhaltenen Zorn, den Ärger, das Mißbehagen des Anderen erfaßt man z.B. nicht bloß an seinem Gesichtsausdruck oder anderen, unwägbaren Symptomen, sondern eher noch am eigenen peinlichen oder befremdeten oder erschrockenen Betroffensein, und seines Behagens, seiner gelösten und entspannten Aufgeschlossenheit wird man so recht erst dadurch inne, daß Einem selber dabei das Herz aufgeht; dem eigenen leiblichen Empfinden entnimmt der Feinfühlige leicht direkter und subtiler etwas über den Gesprächspartner, als der Beobachtung des Gesichts, der Hände, der Haltung oder dem Lauschen auf die Stimme. Dabei kann es so weit kommen, daß schon die bloße Anwesenheit oder der Eintritt eines Menschen die Atmosphäre in einem Raum wie zu Eis erstarren läßt oder warm, locker und herzlich macht.“

⁸ Ludwig Klages, Grundlegung der Wissenschaft vom Ausdruck, Bonn 1950 (7., überarb. Aufl.), S. 52.

in Fausts Armen wohl fühle, schnüre die Gegenwart seines Gefährten ihr das Innere zu.⁹

3.) Der ehemalige amerikanische Außenminister Kissinger berichtet über seine Begegnung mit Mao: „Ich habe – vielleicht mit Ausnahme von Charles de Gaulle – keinen einzigen Menschen kennengelernt, der eine so unbändige und konzentrierte Willenskraft ausstrahlte. Er stand da wie aufgepflanzt, dicht neben sich eine Betreuerin, die ihn notfalls festhalten konnte (und ihn bei meinen letzten Besuchen stützte); er beherrschte den ganzen Raum, und zwar nicht durch den äußeren Pomp, der in den meisten Staaten den führenden Persönlichkeiten eine gewisse Würde verleiht, sondern durch die fast körperlich spürbare Ausstrahlung eines alles andere beherrschenden Willens, sich durchzusetzen.“¹⁰

Von einer „fast körperlich spürbaren Ausstrahlung“ konzentrierter Willenskraft ist hier am Ende die Rede, davor haben wir etwas von den intensiven leiblichen Reaktionen in der Gegenwart eines unangenehmen Wesens gehört, und zu Beginn der Beispielsreihe wurde Feinfühligkeit als ein unmittelbarer Zugang zum Befinden des Anderen aufgefaßt. Alles deutet darauf hin, daß es unterhalb der verbalen Kommunikation eine theoretisch weniger beachtete *leibliche Kommunikation* gibt, die wir meinen, wenn wir von „Sensibilität“ sprechen.

Das Entscheidende der Sensibilität in den beschriebenen Fällen scheint nicht eine schlichte Eigenzustandsänderungsbereitschaft zu sein, sondern etwas, das man am besten mit dem Ausdruck „Mitschwingfähigkeit“ bezeichnen könnte. Der junge Graf Dürckheim sprach, als er sich noch in phänomenologischen Bahnen bewegte, von der eigentümlichen „Resonanz“ eines Erlebnissubjekts etwa auf Raumcharaktere, von denen es „berührt“, „angemutet“, „angesprochen“ werde.¹¹ Von welcher Art ist dieser mitschwingende Resonanzkörper?

⁹ Vgl. Goethe, Faust I, Verse 3472ff.

¹⁰ Der Spiegel Nr. 39, 24. September 1979, S. 183.

¹¹ Graf Karlfried von Dürckheim, Untersuchungen zum gelebten Raum. (= Neue Psychologische Studien, hg. v. Felix Krueger, 6. Bd., 4. Heft), München 1932, S. 383-480, hier 445.

Das führt auf die Frage nach dem *Sitz der Sensibilität*. In der neueren französischen Literatur hat Michel Serres¹² die Sensibilität als eine Sache der Haut herausgestellt. Viele Autoren des 19. und 20. Jahrhunderts sehen dagegen Sensibilität als eine Sache der Nerven an.¹³ Mit den „Nerven“ sind dabei in der Regel gar nicht die eigentlichen, medizinisch-physiologischen Gegenstände gemeint; diese dienen hier nur als Metapher für etwas Erschütterbares am Körper, das in der Lage ist, sich zusammenzuziehen oder auszudehnen.¹⁴ Noch verbreiteter ist die ältere Verbindung zu den Sinnen und zur Seele.

Gegen all diese Zuordnungen der Tradition wendet sich meine These: Sensibilität hat mit den „Sinnen“ wenig, mit „Sinnlichkeit“ noch viel weniger zu tun. Sensibilität ist eine Sache nicht der Sinne, nicht der Seele, sondern des *Leibes*. Unter „Leib“ sei hier das verstanden, was ein Mensch in der Gegend seines Körpers von sich spüren kann, ohne sich auf das Zeugnis der fünf Sinne (Sehen, Hören, Tasten Riechen, Schmecken) zu stützen.¹⁵ Sensibilität beruht auf leiblicher Kommunikation, durch die wir den Anderen am eigenen Leibe spüren.

Damit ist aber noch nicht alles Wichtige gesagt. Die Sensibilität hat es schwer unter den Philosophen, von denen viele für ihre Abwertung votieren (z.B. als „niederes“ Erkenntnisvermögen oder als Störfaktor der Besonnenheit), manche gar für ihre radikale Austreibung. Kant hat ein entsprechendes sensibilitäts-skeptisches Ideal der

¹² Michel Serres, *Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemenge und Gemische*, übers. v. M. Bischoff, Frankfurt a. M. 1998, S. 61 (vgl. 88f.): „Die Haut, dasselbe Gewebe wie an den Stellen singulärer Konzentration, entfaltet die Sensibilität. Sie erschauert, hat Ausdruck, atmet, hört, sieht, liebt und läßt sich lieben, empfängt, weist zurück, weicht zurück, schaudert vor Schrecken, überzieht sich mit Rissen, Röte, Verletzungen der Seele.“

¹³ Vgl. z. B. die Ausführungen des Geheimen Medizinalrats Ewald über „Unnütze Geräusche“ (in: *Antirüpel* 2/1910, Nr. 1, S. 1, hier zit. n. Joachim Radkau, *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München/Wien 1998, S. 100): „Das menschliche Nervensystem gleicht (soweit es unserem Organismus die Eindrücke der Außenwelt übermittelt) den Blättern der Zitterpappel. Wie diese durch den leisesten Lufthauch, so wird jenes schon durch die minimalsten, von außen kommenden Reize in Erregung versetzt. Reize, die so schwach sind, daß sie uns unter gewöhnlichen Verhältnissen kaum oder gar nicht bewußt werden. Und wie der Lufthauch zum Sturm werden und die Äste knicken, die Blätter mit sich reißen kann, so ist auch das Nervensystem der ganzen Staffel von den schwächsten bis zu den stärksten Erregungen unterworfen, wobei die Spuren eines solchen Nervensturmes auch nicht ausbleiben.“

¹⁴ Vgl. Johann Caspar Lavater, *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe*. Vierter Versuch, Leipzig/Winterthur 1778, S. 121f.: Ein Gesicht mißfällt, nicht weil es gerade jetzt voll einer in Bewegung gesetzten Leidenschaft ist, sondern weil es mit dieser Leidenschaft droht. „Nicht, daß wir klare Zeichen dieses Drohens sehen! Nicht, daß wir der Leidenschaft sogleich ihren eignen Namen geben können – aber unsere Nerven werden von diesen Zügen auf eine ähnliche Weise affiziert, wie durch die bewegte Leidenschaft selbst. (...) Solche Züge *an sich* reizen und drücken organische Wesen physisch und unmittelbar. (...) Natürlich und unmittelbar ziehen sich denn beym Hören und Riechen dieser Dinge unsere Geruch- und Gehörnerven auf eine uns unangenehme Weise zusammen.“ 127: „Es ist nicht Beobachtung, nicht Erfahrung, nicht Ueberlegung; es ist schnelles Urtheil des Gefühles, entspringend aus der Erschütterung unsers Nervensystems (...)“

¹⁵ Vgl. Hermann Schmitz, *Der Leib, der Raum und die Gefühle*, Bielefeld 2007, S. 15f.

Abwehr jeglicher Erschütterung formuliert: „(...) es ist die größte Vollkommenheit beim Menschen, wenn er sich immer in seiner Gewalt hat, so daß ihn kein Eindruck außer Fassung bringt.“¹⁶ Dieses Motiv der „Fassung“ bringt uns im Zusammenhang mit dem Thema Sensibilität weiter – was soll man unter der „Fassung“ eines Menschen verstehen?

Zur Illustration soll zunächst ein Beispiel dienen, in dem der Betroffene alle Energie in die Bewahrung der bedrohten Fassung investiert, so daß die für Sensibilität erforderliche Souveränität im Umgang mit der Fassung verlorengehen muß. In einer persönlichen Aufzeichnung des Philosophen Oswald Spengler heißt es: „Meine furchtbare Empfindlichkeit, die kaum jemand begreifen kann. Jeder der wenigen Menschen, mit denen ich *überhaupt* zusammenkomme, hat kleine Eigenarten, die mich qualvoll martern. Eine Redewendung, eine kleine Dialekteigentümlichkeit, eine bestimmte Art, zärtlich, verstimmt, freundlich zu sein, bringt mich plötzlich innerlich zu einem Ekel an der ganzen Welt, so daß ich fortgehen und mich von allen abschließen möchte; tagelang kann eine solche Kleinigkeit auf mich wirken und sich bis zum wütenden Haß steigern, ohne daß ich etwas merken lassen kann.“¹⁷

Spengler formuliert keine philosophischen Empfehlungen wie Kant, dazu ist er noch zu unmittelbar mit dem Problem selbst beschäftigt. Bezeichnenderweise ist hier von „Empfindlichkeit“ die Rede – man könnte die Abgrenzung zur Sensibilität vornehmen über die beobachtete *Fixierung auf die Fassung*. Der Empfindliche muß große Mühe aufbringen, um seine personale Regression zu verhindern, und hat daher in erster Linie sich selbst im Blick; wer so ängstlich seine Fassung bewacht, ist der geborene Kandidat für das Programm einer Austreibung der Sensibilität. Der Sensible hingegen kann es sich leisten, sich Eindrücken als Angriffen auf seine Fassung auszusetzen, weil er ihrer in stärkerem Maße sicher ist und in größerer Souveränität auf das zu achten vermag, *was* seine Fassung auf die Probe stellt: das ihn beeinflussende Gegenüber. Der Empfindliche ist außerstande, die Grenzen seines

¹⁶ Immanuel Kant's Menschenkunde oder philosophische Anthropologie, nach handschriftlichen Vorlesungen hg. v. F. Ch. Starke, Leipzig 1831, S. 222.

¹⁷ Oswald Spengler, Ich beneide jeden, der lebt. Die Aufzeichnungen „Eis heauton“ aus dem Nachlaß. Mit einem Nachwort von Gilbert Merlio, Düsseldorf 2007, S. 82.

eigenen Leidens zu überschreiten und reagiert durch Rückzug von der Welt, während der Sensible Aufschluß über das Befinden seines Partners gewinnt und sein eigenes Verhalten entsprechend darauf abstimmen kann. Das flexible Bewahren der Fassung, nicht ihr frühzeitiger Verlust und auch nicht das krampfhaft Fixieren einer bestimmten Form ist die Voraussetzung für Sensibilität: „Die Sensibilität der Fassung wird aufgeschlossen durch die Bereitschaft, sie mehr oder weniger zu riskieren und erschüttern zu lassen, ohne gleich die Fassung zu verlieren.“¹⁸

An diesen Gedanken von Hermann Schmitz – die Fassung als Spielraum der Person kann man gleich anknüpfen. Schmitz erläutert sein Konzept unter Rückgriff auf den allgemeinen Sprachgebrauch: „Fassung ist das, was man verliert, wenn man die Fassung verliert. Jeder Mensch, der es zur Person gebracht hat, hat seine eigentümliche Fassung. Diese wird zum Teil durch institutionell geprägte Rollen bestimmt, also etwa dadurch, wie jemand auf seine besondere Art Kind, Mutter, Großmutter, Lehrer, Arzt, Bauer, Bettler ist; zum anderen Teil beruht sie auf dem, was der Psychiater Jürg Zutt ‚innere Haltung‘ nennt, also der habituell gewordenen Weise, wie ein Mensch z. B. stolz, liebenswürdig, bedächtig, mit ruhiger Bestimmtheit sanft, von mißtrauischer Vorsicht geleitet ist und diese besondere Fassung in alles Verhalten einfließen läßt, womit er an Menschen und Dinge herangeht und sich mit ihnen auseinandersetzt.“¹⁹ Der Psychiater Zutt hat die „innere Haltung“ eines Menschen als das Medium gekennzeichnet, über das ein Situationspartner Einfluß nimmt; sie ist also nicht etwas von vornherein Abgegrenztes und Starres, sondern offen und beweglich. Menschen erfahren nach Zutt in einer Gemeinschaftssituation nicht nur eine Modifikation ihrer inneren Haltung durch den jeweils Anderen, sondern „steuern“ sich sogar gegenseitig in ihrem Benehmen und Erleben.²⁰

Bei der näheren Bestimmung dessen, was Sensibilität ist, kommt nun diese „Fassung“ wieder ins Spiel, und zwar als eine Art Medium: „Die Fassung ist immer

¹⁸ Hermann Schmitz, Fassung als Spielraum der Person, in: ders., Was ist Neue Phänomenologie?, Rostock 2003, S. 157-173, hier 172f.

¹⁹ Hermann Schmitz, Der gespürte Leib – vergessen zwischen Seele und Körper, in: ders., Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie der totalen Vernetzung, Freiburg/München 2005, S. 138-149, hier 148f.

²⁰ Jürg Zutt, Die innere Haltung, in: ders., Auf dem Wege zu einer anthropologischen Psychiatrie. Gesammelte Aufsätze, Berlin/Göttingen/Heidelberg 1963, S. 1-88.

auch leiblich und wird im leiblichen Umgang eingesetzt. Die Art dieses Einsatzes entscheidet über das Maß an Sensibilität, mit dem sich der Mensch den Nuancen vielsagender Eindrücke öffnet. Wer seine Fassung starr festhält, wie der nur an ordentlicher Einhaltung der Kunstregeln des Berufs bei dessen Ausübung interessierte Ingenieur, Arzt, Offizier, die strenge Mutter usw., wird verschlossen bleiben wie ein blinder Spiegel und an Mitmenschen wie an allem, was ihm etwas zu sagen hat, mehr oder weniger vorbeisehen, sofern es sich um nicht explizit mitgeteilte, ‚mitschwingende‘ Nuancen handelt. Wer dagegen seine Fassung etwas locker schwingen läßt, ohne sie gleich zu verlieren, kann damit auf die Anderen und die Umstände sensibel eingehen. Die leicht gelockerte Fassung wird zum Vehikel vorgreifenden Verständnisses in leiblicher Kommunikation.²¹

Unsere Beobachtung sprachlicher Wendungen für Sensibilitätserfahrungen führte vorhin zu dem Befund, daß hier ein breites Spektrum von Bewegungen erfaßt wird, von sanften und leisen bis hin zu heftigen, stürmischen Bewegungen. Die Frage, was genau als das Bewegte angesprochen werden kann, ist nun geklärt: Es ist der Leib, der wie ein mitschwingender Resonanzraum wirkt. Die Sprache hat in diesem Fall also (weitgehend unbemerkt) wichtige Hinweise auf das Phänomen aufbewahrt. Hinzuzufügen ist jedoch, daß es sich nicht um sichtbare Bewegungen des menschlichen Körpers handelt, sondern um am eigenen Leibe gespürte Bewegungssuggestionen. Zu leiblichen Regungen gehört häufig die Suggestion, „als ob man sich irgendwie bewege, z.B. in Gestalt von Als-ob-Bewegungen von Sinken, Schwellen, Erhebung, ausladender Weitung, Schweben u. dgl. bei Müdigkeit, Wollust, Stolz, Freude.“²²

An dieser Stelle komme ich zu dem eingangs angekündigten zweiten literarischen Beispiel. In dem seinerzeit vielbeachteten Buch „Paare, Passanten“ von 1981 beobachtet der Autor Botho Strauß sich selbst dabei, wie er Menschen beobachtet: „Merkwürdig, ja unangenehm, wie man das Wesentliche eines flüchtig berührten Menschen, je älter man wird, fast zwanghaft auf Anhieb erfaßt. Das Fluidum der Fingerstellung, das Antlitz eines Gangs, und sogleich wird das ‚erfahrene Vermu-

²¹ Schmitz, *Der gespürte Leib*, S. 149. Vgl. Schmitz, *Fassung als Spielraum der Person*, S. 172f.

²² Hermann Schmitz, *Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie*, Bonn 1990, S. 142.

ten' (Heidegger) tätig, durch das wir mit Hilfe weniger Blicke, weniger Sinnesdaten den gesamten Verhaltens-Raum eines Menschen plötzlich hochberechnen können, ja oft uns innerlich gezwungen fühlen, dies zu tun, und eine beliebige Folge möglicher Situationen rasch herausspielen, in denen wir ihn authentisch vor uns haben, wie er dasteht, wie er spricht.

Die arrogante Intelligenz des PH-Professors, Ende dreißig, Leser der ‚Tageszeitung‘, dessen Höchstes es ist, in einem fort („wie der Kleinbürger‘ eben) über Motoren, ausgezeichnete Gaststätten, traumhafte Reiseziele zu sprechen. ‚Von dem (Auto-)Typ liegen jetzt die neuen Tests vor, der setzt also glatt 250 PS auf die Straße.‘ Ein Blick, ein abgelauchter Satz erfaßt so viele und mehrwertige Wesenspartikel, daß man, eigentlich im selben Augenblick, auch sehen kann, wie dieser Mann die Nagelfeile benutzt, oder hört, was er antwortet, wenn die Frau ihn einen Lügner nennt.²³

An diesem Text fallen mehrere Aspekte auf. Zunächst einmal bestätigt sich auch hier die bisherige Bestimmung der Sensibilität als Disposition, etwas zu bemerken. Daneben kommt hier der Widerfahrnischarakter, das Unwillkürliche der Erfahrung zum Ausdruck („fast zwanghaft“, „innerlich gezwungen“), wie auch das Schlagartige („auf Antrieb“, „plötzlich“). Wenn Strauß von der Möglichkeit spricht, das Wesentliche eines Menschen zu erfassen, indem man seinen gesamten Verhaltensraum mit Hilfe weniger Blicke hochberechnet, geht er von einem ganzheitlichen Eindruck aus, einer aktuellen impressiven Situation, aus der wir Sachverhalte, Programme und Probleme explizieren. Sensibilität sorgt also dafür, daß wir nicht nur wahrnehmen, was jemanden gerade bewegt, sondern z.B. auch, was von jemandem zu erwarten ist, wozu er fähig ist und wozu nicht, daß er Sorgen hat, was ihm wichtig ist, worauf er hinauswill und vieles mehr. Natürlich sind alle diese Beobachtungen nicht vor Irrtum geschützt, und ebenso kann die Explikation zunächst nur sehr unvollständig gelingen, so daß man etwa längere Zeit braucht, um herauszubekommen, was an einem Menschen eigentlich das auffällige, möglicherweise störende Moment ist. Darüber hinaus ist m.E. auch die knappe Eingangsbemerkung im

²³ Botho Strauß: Paare, Passanten, München 1986 (3. Aufl.), S. 68f.

Text von Strauß von Bedeutung: „je älter man wird“. Darin steckt die Erfahrung, daß man bei entsprechender Aufmerksamkeit die eigene Explikationsleistung im Verlauf des Lebens auch steigern kann. Das menschliche Leben wäre dann (cum grano salis) so etwas wie eine Schule der Explikation, in der man auch vorankommen kann.

Bisher haben wir Sensibilität verfolgt aus der Perspektive desjenigen verfolgt, der mit ihrer Hilfe neue Einsichten über seine Mitmenschen gewinnt. Dies mag man als die wichtigste Bedeutung des Wortes nehmen, das daneben natürlich auch noch andere Nuancen besitzt. Wenn wir heute das Wort „sensibel“ benutzen, tun wir das vielfach ohne einen direkten Bezug zu Menschen. Wir sprechen z.B. von „sensiblen Daten“ oder von einem „sensiblen Thema“. Das scheint von der Sensibilität im eben behandelten Sinn weit wegzuführen, doch kann eine genauere Betrachtung zeigen, daß der Zusammenhang auch hier gewahrt bleibt. „Sensibel“ fungiert hier zwar als Attribut von Sachen, nicht von Menschen. Ein Thema kann aber nur sensibel genannt werden, wenn es Menschen gibt, die sensibel darauf reagieren könnten. Insofern sind wir immer noch beim Menschen, jedoch hat sich die Perspektive etwas verschoben.

Hier habe ich gleich einmal Gelegenheit, ohne größeres Risiko die spezifische Sphäre des Arztes/der Ärztin aufzusuchen. Man kann Sensibilität nämlich auch in einem Sinne untersuchen, der über den bisherigen anthropologischen Rahmen hinaus führt. Im Bereich der Ethik spielt Sensibilität ebenfalls eine große Rolle, und zwar beim Umgang mit anderen Menschen, und dann beschreibt sie nicht eine leiblich fundierte Disposition, etwas zu bemerken, sondern eine bestimmte Handlungsdisposition. Grundvoraussetzung ist dabei natürlich die Sensibilität im ersten Sinne. Nur weil ich in der Lage bin, sensibel zu *bemerk*en, daß das Thema x den Menschen y verletzen könnte, vermag ich sensibel zu *reag*ieren, d. h. auf die Verletzlichkeit von y Rücksicht zu nehmen und auf das Thema x im Gespräch zu verzichten. Worauf nehme ich dabei eigentlich Rücksicht? Ich denke, es ist die Fassung des Anderen, die man durch die Anpassung des eigenen Verhaltens zu bewahren versucht. Einen Verlust seiner Fassung würde der Andere als eine tiefe Verletzung

seiner Person empfinden, die sich ihm nachhaltig einprägen würde. Insofern könnte z.B. der Arzt in Besprechungen von Diagnosen und Therapiechancen darauf achtgeben, daß die Fassung der Patientinnen und Patienten möglichst nicht bedroht wird. Das wäre dann ein sensibles Eingehen auf den Anderen, das am Individuum ausgerichtet ist, denn jeder Mensch hat eine ganz eigene Fassung.

Allerdings kann das Bewahren der Fassung des Anderen nicht zum generellen Grundsatz im ärztlichen Umgang erhoben werden. Denn gerade im Bereich der Therapie – namentlich wenn sie auf die besondere Mitwirkung der Betroffenen angewiesen ist – kann es auch sinnvoll sein, gezielt die Fassung des Anderen anzugreifen und zu erschüttern, um bei ihm die für erforderlich gehaltene Einsicht und das nötige Handeln hervorzurufen.

Der Arzt ohne Sensibilität, dessen Fassung starr und schwingungsunfähig ist, würde also unter einem doppelten Mangel leiden: Einerseits entgehen ihm wichtige Aufschlüsse darüber, mit was für einem Menschen in welcher Verfassung er es zu tun hat, Aufschlüsse, die ihm durch die bloße Beantwortung der Frage „Wie geht es Ihnen?“ möglicherweise nicht geliefert werden. Und andererseits wird er bei der Behandlung im weiteren Sinne weniger erfolgreich sein, weil diese wesentlich auch in leiblicher Kommunikation mit Patientinnen und Patienten besteht. Manche Menschen fühlen sich schon leiblich besser, wenn sie nur Gelegenheit hatten, mit einem Arzt oder einer Ärztin zu sprechen, ohne daß ein Medikament ihren Körper beeinflussen müßte. Ausdrücklich sei an dieser Stelle angefügt, daß bei ernsthaften Erkrankungen diese leibliche Kommunikation eine körperliche Behandlung natürlich nicht ersetzen, wahrscheinlich aber fördern kann.

Wie es jemandem geht – die Frage danach war unser Ausgangspunkt. Jetzt, am Ende unserer Überlegungen, können wir zurückblicken und knapp zusammenfassen: Sensibilität hat eine doppelte Rolle im menschlichen Leben, in der Anthropologie und in der Ethik.

Sensibilität befähigt uns, das Befinden des Mitmenschen zu bemerken.

Sensibilität befähigt uns, das Befinden des Mitmenschen zu beachten und zu behandeln.

MATERIAL

Zur Erläuterung von Helmuth Plessners Position:

Schopenhauers Gleichnis von den Stachelschweinen

„Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich, an einem kalten Wintertage, recht nahe zusammen, um durch die gegenseitige Wärme, sich vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln; welches sie dann wieder von einander entfernte. Wann nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher zusammenbrachte, wiederholte sich jenes zweite Uebel; so daß sie zwischen beiden Leiden hin und her geworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung von einander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten. – So treibt das Bedürfnis der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Innern entsprungen, die Menschen zu einander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder von einander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden, und bei welcher ein Beisammenseyn bestehn kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte. Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu: *keep your distance!* – Vermöge derselben wird zwar das Bedürfnis gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden. – Wer jedoch viel eigene, innere Wärme hat, bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um keine Beschwerde zu geben, noch zu empfangen.“